

Berner Auswanderer vor hundert Jahren

Autor(en): **Ebersold, Fritz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 25

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-637915>

Nutzungsbedingungen

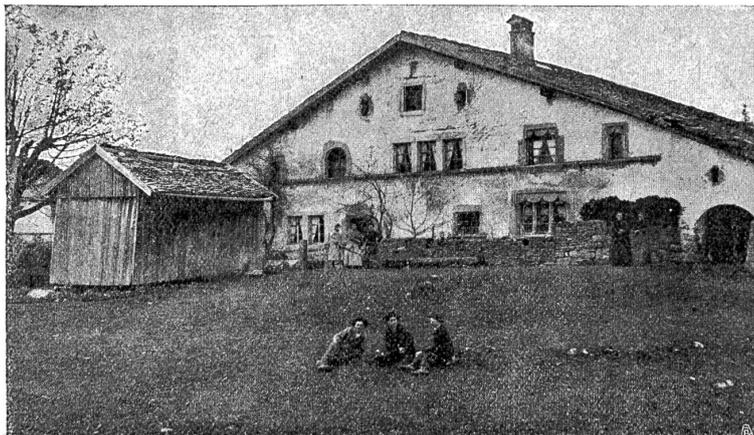
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Keltoromanisches Haus. Jurassisches Bauernhaus aus dem 17. Jahrhundert.
Aufnahme von J. Arn, St. Imier.

wegung des Heimatschutzes eingeseht, so wäre dieser Nationalsschatz an Baudenkmälern durch Umkreifung mit neuzeitlichen Mißgeburten ganz gefährdet gewesen. Es genügt aber nicht, nur durch Aufnahmen, beziehungsweise durch Beispiele und Gegenbeispiele zu zeigen, was gut oder schlecht ist. Ebenso wie bei den klassischen Stilarten spielen auch hier gute Verhältnisse, namentlich zwischen Dach und Wand, eine bedeutende Rolle. Um ihre weitere Entwicklung und ihre Formensprache richtig verstehen und anwenden zu können, muß deren Ursprung wissenschaftlich festgestellt werden. Daß es an Schulung fehlt, zeigen die häufigen Mißformen.

Mögen wir unsern nationalen Schatz im Bauernhause immer mehr würdigen lernen; in einer gesunden Anlehnung, die sich dem Fortschritt nicht verschließen wird, können wir eine echt heimatische Baukunst fördern.

(„Aus dem „Heimatschutz.“)

Berner Auswanderer vor hundert Jahren.

Von Fritz Eberhold.

Die schreckliche Teuerung der Jahre 1816 und 1817 hatte einen gewaltigen Exodus aus der schwer heimgeplagten Schweiz nach Nordamerika zur Folge. Die Reise ging gewöhnlich über Holland, wo viele der Auswanderer in betrügerische Hände gerieten. Von 350 Personen, die mit dem Schiffe „die Hoffnung“ am 8. Mai 1817 von Amsterdam abfuhren, starben unterwegs aus Mangel an Fürsorge des Kapitäns nicht weniger als 44 Erwachsene und 40 Kinder. Ein Schiff war infolge unfundiger Leitung nach Lissabon verschlagen, ein anderes an die Küste von Norwegen. Bei der Ankunft in Amerika begann für viele dieser Armen das Elend in verstärktem Maße. Die Einen sahen sich verkauft. Andere blieben in den kümmerlichsten Verhältnissen in Newyork und gingen dort elend zugrunde.

Planmäßiger wurde Ende 1818 ein Auswanderungsunternehmen in Bern angebahnt. Mit aller Ruhe und Einsicht wurde der Entwurf zur Anlegung einer Kolonie in den Vereinigten Staaten erwogen und ausgeführt. Ein Notar Reichenbach von Saanen und ein Hauptmann Steiger von Grandson, ein angesehener und wohlhabender Mann, zeigten sich bereit, an die Spitze der Kolonie zu treten. Am 26. April 1819 ging aus Bern der erste Transport ab. In Holland war für bequeme Ueberfahrt gesorgt. Sie ging in 48 Tagen ohne Erkranken eines Reisenden glücklich vonstatten. Von Newyork führte die Reise nach Philadelphia und von dort ins Innere. Steiger schrieb den 13. Januar 1820 nach Bern:

„Unsere Reise ging über Harrisburg, Chambersburg, Bedford und das Allegany-Gebirge nach Pittsburg. Acht ungeheure Wagen trugen unsere Bagage, Kinder und die, so nicht zu Fuß gehen konnten. Ein kleines Berner Wägel trug mich und meine Familie, und so zogen wir wohlgenut nach Westen. In 15 Tagen legten wir die 300 englischen Meilen nach Pittsburg zurück, alles in bester Gesundheit. Dort erholten wir uns, kauften ein 60 Schuh langes und 14 Schuh breites Boot, fuhren den unermesslichen und unbewohnten Wäldern des Western Country entgegen und kamen so den sehr schönen Fluß Ohio 17 Tage lang hinunter bis Marietta. Hier wurde uns Land von der Ohio-Gesellschaft angeboten, das wir in Augenschein nahmen, etwas gebirgig, fruchtbar, wohlbewässert und nach unserem Geschmack fanden, daher wir über 3000 Acker kauften. Von Marietta sandten wir eine Abteilung unserer Leute voraus, um den Busch

zu lichten, Hütten zu bauen usw. Vierzehn Tage später fuhren wir 15 Meilen weiter den Fluß hinunter bis nach Belpré, verkauften unser Schiff, kauften Rüge, Schweine und so weiter und wanderten, die weibliche Gesellschaft zu Pferde, die Männer die Gewehre auf dem Rücken, zu Fuß durch die Wälder in unsere Wildnis. Hier sind wir nun, zwar sehr beschäftigt, aber alle gleich zufrieden. Unsere Nachbarn sind gute, friedfertige Menschen, fromm und wohlgeittet, deswegen uns die Gegend sehr lieb geworden. Meine Hütte ließ ich neben einen Felsen aufschlagen, so weit von Federal-Creek, einem kleinen Flusse, daß das Ende meines zukünftigen Gartens dessen Ufer nahe sein wird. Die wilden Bewohner unseres Distriktes sind: Hirsche in Menge, wilde Katzen, Bären, Wölfe, auch eine Art Panther, die aber äußerst selten und allein zu fürchten sind. Da wir mit dem Ausroden, Verbrennen der Bäume, Häuserbauen noch allzu sehr beschäftigt sind, als daß wir an die eigentliche Jagd gehen könnten, so kaufen wir das Mangelnde. Ein 50—70 Pfund schwerer Hirsch kostet einen halben Biaster, das Schweinefleisch 5—6 Kreuzer, daher diese Fleischarten unsere Hauptnahrung ausmachen. Äpfel und Pfirsiche sind die Hauptfrüchte, aber in ungeheurer Menge und von großer Schönheit und Vortrefflichkeit. Die Bäume unserer Wälder sind weiße, rote und schwarze Eichen, Walnußbäume, Zuckerahorn, wilde und süße Kastanienbäume, gelbe Pappeln, Wasser- und andere Buchen, Kirschbäume, Sassafras und wilde Reben, welche armsdick in die Gipfel der höchsten Bäume steigen. Die gefiederten Bewohner derselben sind: indische Hühner, Rebhühner, Waldhühner, Adler und Kauze. Singvögel gibt es wenige. Unsere Lebensart ist sehr einfach: morgens früh geht man an die Arbeit, um 8 Uhr Frühstück, bis 12 Uhr Arbeit, dann Mittagessen, bis zur einbrechenden Nacht wieder Arbeit, dann Nachtessen. Nachher lagert man sich bei gutem Wetter um eines unserer Feuer, bei schlechtem Wetter um ein ungeheures Kamin in meiner Hütte, wo geschwächt wird und Vergleichen ange stellt werden zwischen dem neuen und dem alten Vaterland. Fast immer werden geistliche Lieder, auch Psalmen gesungen, wobei alle, Alt und Jung, einstimmen und welche Unterhaltung uns allen die angenehmste ist. So geht unser stilles, tätiges Leben Tag für Tag, den Sonntag ausgenommen, den wir mit Andacht, mit Ruhe und Spazieren feiern. Mit vieler Selbstzufriedenheit überblicken wir die gemachten Arbeiten und glauben mit einer kleinen Regung von Stolz behaupten zu dürfen, unser Leben nützlich anzuwenden. Von den bei mir gebliebenen und hier angestellten Leuten kann ich mit Wahrheit bezeugen, daß sich alle ohne Ausnahme recht brav und zu meiner Zufriedenheit aufführen.“

So weit der Bericht des Leiters dieses in allen Beziehungen mit Geschick und Verständnis ausgeführten Auswanderungsunternehmens. Heute würde man freilich vergeblich nach der Steiger-Kolonie forschen. Die Auswanderer haben sich mit den übrigen Landeseinwohnern vermischt und sind Vollblutamerikaner geworden.

Von allen Auswanderungsunternehmungen alter Zeit, die die Schweiz aufzuweisen hat, ist die oben erwähnte wohl die einzige, an der man sich heute noch freuen darf. Beinahe alle übrigen Emigrationen kamen zum kläglichen Scheitern. Den traurigsten Ausgang nahm die Auswanderung nach Brasilien im Jahr 1818. Die Zahl der Reiselustigen, meistens Freiburger und Berner, betrug über 2000. Unter ihnen befanden sich auch einige Hundert jener Heimatlosen, die nun in der neuen Welt das Vaterland suchen sollten, das ihnen die alte nicht geben wollte. Beinahe alle Berufsarten und Gesellschaftsklassen waren vertreten. Die Wasserfahrt begann schon in Estavayer. Ganze 15 Tage dauerte die Reise bis nach Dortrecht. Am 11. September gingen 7 Schiffe unter Segel. In 7 Wochen erreichte das erste, in 5 Monaten das letzte Rio Janeiro. Unterwegs hatten nicht weniger als 313 Personen in der Tiefe des Meeres ihr Grab gefunden. Es war eine furchtbare Leidensfahrt. Das Ziel der Auswanderung war Moro-Cueimado, nun Neu-Freiburg genannt, nur 50 Stunden von Rio entfernt. „Liebe Brüder,“ schrieb den 20. April 1821 einer der Kolonisten nach Freiburg, „fast alle wären noch lieber in der alten Schweiz. Die Gesundheit ist geschwächt. Wir geben aber die Hoffnung nicht auf, mit der Zeit glücklich zu werden durch Mut und durch die Arbeit.“

Wie oft mögen die Armen ihrer alten schönen Heimat gedacht haben!

Kriegszeiterlebnisse aus Frankreich.

Von Ed. Behrens.

4.

VI.

Ehre den französischen Soldaten! Der Staat hatte Frankreichs Niederlage unvermeidlich gemacht. Jede Kriegsbereitschaft als: schwere Artillerie, genügende Munitionsmengen, dauerhaftes Schuhwerk, Notwendigstes für die Verpflegung, fehlte, das Kommando der Einheiten war im Frieden gemäß politischen Erwägungen gebildet worden und mußte sich plötzlich einer grundsätzlichen, alles verwirrenden Aenderung unterziehen. Daß Frankreich nicht schon im ersten deutschen Ansturm zerschmettert wurde, verdankt es jedem einzelnen seiner Söhne, seiner Soldaten. Die natürlichen, längst totgeglaubten Kräfte erwachten in der höchsten Gefahr und erletzten die schweren Versäumnisse in der planmäßigen Vorbereitung mit einer großartigen Offenbarung der alten Volksart; der Sieg blieb ihnen versagt; aber das Vaterland war gerettet.

Vor der großen Wirklichkeit verharrte der geschwächte Staat in Ohnmacht. Das alte, lange verdrängte, gesund gebliebene Frankreich erwachte im Heer. Regierung wurde die im Zwang der Not verwandelte, nunmehr von allen politischen Einflüssen befreite Heeresleitung, wurde der Generalstab. Die neuen Lenker bestimmte weder die Furcht vor dem Parlament, noch die Rücksicht auf die Großbanken, sondern nur das Wohl der Gemeinschaft, gegenwärtig: die Verteidigung des Vaterlandes.

Die französischen Soldatenbriefe sind weniger bemerkenswert als die deutschen, denn sie geben die größere Einheitlichkeit, Eintönigkeit der französischen Volksart wieder: Ein liebevolles, oft entzündendes Verhältnis zur Familie, des Vaters zu seinen Kindern, des Sohnes zur Mutter, eine Fülle reiner menschlicher Gefühle. Scharf wird die äußere Erscheinung des Krieges erfasst, augenfällig, vernunftmäßig und ohne Begabung für unmittelbar symbolische Erkenntnis und Vertiefung, wie sie so oft aus deutschen Soldatenbriefen spricht.

Zwei wertvolle und schöne Briefe, die mir zu Gesicht kamen, seien auszugsweise übersetzt. Den ersten fand ich im zweiten Märzheft der „Revue bleue“. Er lautet im Wesentlichen: „Wie entsetzlich ist der Krieg! Welche Verantwortung trifft diejenigen, die ihn verursachten! Am 21. machten wir Sturmangriff auf die deutschen Gräben. Der militärische Tagesbericht widmet uns die eine Zeile: In der Champagne, bei Souain, heftiger Bajonettkampf. Wir haben keine fühlbaren Fortschritte gemacht. Ihr könnt Euch nicht vorstellen, welches Grauen diese nüchterne Sprache verdeckt! Stellt Euch vor: Das Feld mit Toten und Verwundeten belegt, auf denen man herumtrampelt. Schützengräben, in denen sich die Kämpfenden, die zum Sturm gehen, und die Unglücklichen, die verstümmelt davon zurückkehren, durcheinander drängen; Schreie, Schreie des Entsetzens, der Wut, der Verzweiflung, der fürchterliche Lärm der Kanonen, das Pfeifen der Granaten und Kugeln, die Explosionen, die ringsum riesige Löcher reißen . . ., das muß man gehört und gesehen haben, um sich eine Idee von einer Schlacht zu machen! Häßliche Vision! Und doch ist die Gemütsbewegung, die man empfindet, von der alleinigen Sorge beherrscht, seine furchtbare Pflicht bis zum Letzten zu tun.“

Man hat stundenlang eine unglaubliche Kanonade über sich ergehen lassen können, ohne sich zu rühren, ohne instande zu sein, sich zu verteidigen; man hat zu verschiedenen Malen glauben können, lebendig begraben zu werden durch Stein- und Eisenhaufen; man hat sehen können, wie vor einem pulvergeschwärtzten Loch plötzlich Kameraden in eine blutige, schmutzige Masse verwandelt wurden; sobald aber der Ruf: „Vorwärts!“ ertönt, überläuft ein Schauer den Körper und jeder, rasch sein Seitengewehr aufspitzend, stürzt sich aus seinem Graben in den Kugel- und Granatregen, den Maschinengewehre und Kanonen speien!

Ich bin gesund und wohl zurückgekehrt; durch welches Wunder? Ich weiß es nicht, und ich danke der Vorsehung, deren unsichtbare Hand mich beschützt hat.

Unser Regiment hat sehr gelitten und mit Kummer mußten wir sehen, daß unsere Opfer uns nicht den Sieg errungen hatten. Wir sind dennoch nicht entmutigt und die Moral der Soldaten hat nicht zu sehr unter unserem Mißerfolg gelitten. Leider haben uns die ersten Kämpfe schon vieler wertvoller Führer beraubt; die letzte Schlacht hat uns noch mehrere von den Besten unter den Verschontgebliebenen gekostet und die Zuversicht der Truppen konnte darunter leiden.“

Den zweiten Brief veröffentlichte der „Correspondant“ in seiner zweiten Februar-Nummer. Der Verfasser, der Kavallerieoffizier Marcel Dupont, schildert darin den Eindruck des deutschen Weihnachtsfestes im Schützengraben auf die Franzosen. Die Schützengrabengewächter der Franzosen hat den Marm gegeben. „Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinsehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutz der Nacht dorthin geschafft hat und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, daß unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benütze. Wirklich verläßt auch von Zeit zu Zeit alle Lichter derselben Tanne unvermutet und entzündet sich erst wieder nach einigen Minuten.“

Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster und melodischer Gesang ertönt. Unsere Erinnerung an ähnliche Chöre, die wir in Bixchoote in tragischen Momenten gehört haben, sind noch ganz neu. Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt